mit der Erzählung seiner trübseligen Bal paré-Erlebnisse zu Ende gekommen war, erlebte er eine der größten Ueberraschungen seines Daseins damit, daß die vermeintliche Mizzie in ein helles, fröhliches Lachen ausbrach und mitten auf der nächtlich stillen Straße ihre beiden Hände auf seine Schultern legte, damit sie mit ihren frischen Lippen seinen Mund erreichen könne.

Nun war die weitere Aufklärung der traurigen Wirrungen nicht mehr allzuschwer. Und wenn sie auch beide fortan kein Verlangen mehr trugen, einen Bal paré zu besuchen, so konnten sie doch dieses ersten und einzigen um seines beglückenden Nachspiels willen allezeit mit dem lebhaftesten Vergnügen gedenken.

Von der Kunst schön zu erscheinen.

Stets war das weibliche Geschlecht mit erlaubten und unerlaubten Mitteln bestrebt, sich die Macht der Schönheit zu erkämpfen und zu erhalten. Aus der Regierungszeit des englischen Königs Karl II. (1630 bis 1658) datiert ein Gesetz folgenden Wortlautes: „Alle Frauen, gleichviel wie alt, welcher Gesellschaftsklasse sie angehören, welchen Beruf sie ausüben, ob sie Jungfrauen, verheiratet oder Witwen sind, werden, wenn sie Untertanen Seiner Majestät durch den Gebrauch von Essenzen, Schminken, Schönheitsmitteln, künstlichen Zähnen, falschen Haaren, ausgestopften Korsetts, Schuhen mit hohen Absätzen, zum Heiraten verleiten, nach denselben Gesetzen bestraft, die gegen Zauberer und Hexen in Anwendung kommen, und ihre Ehe wird als ungültig erklärt werden."

Ein Beweis also, daß die englischen Damen vor 230 Jahren in der Kunst der künstlichen Schönheit bereits wohlerfahren waren.

Der Zweck des Schminkens ist ein mannigfacher. Die Bühne beispielsweise kann der Gesichtsmalerei nicht entbehren. Ungeschminkt auf der Bühne zu erscheinen, ist eben nur einen Dutzend erlaubt, und nur bei einer Dutzendschweigen die deutschen Kritiker, wenn auch das krankhaft bleiche Gesicht absolut nicht der Darstellung einer „Nora" beispielsweise dienlich ist; vor allem im ersten Akte. Je nachdem es die Rolle verlangt, muß sich der Darsteller, die Künstlerin jünger, älter, schöner, häßlicher, charakteristisch, mit einem Worte, malen. Ganz anders freilich ist es beim Schminken für den Ballsaal, zur Promenade, für den Salon. Keine Dame mag da älter oder häßlich erscheinen, keine will die Tünche bemerkt wissen. Und das ist nicht so leicht. Trotz der Vorbilder einer Hedwig Niemann, Agnes Sorma, Charlotte Wolter, welche im wahrsten Sinne durch das Schminken ungeschminkt aussahen. Selbst jene, welche jener Fertigkeit unbedingt bedürfen, die Sängerinnen und Schauspielerinnen, kommen über die schablonenhafte Tradition nicht hinaus.

Der Geschmack in der Gesichtsmalerei hat die mannigfachsten Wandlungen zu verzeichnen. Die Hauptsache in die veränderte, immer schärfer werdende Beleuchtung. Ein arger Feind sind auch die Sonnenstrahlen. Karmin verraten sie immer, ob nun auf Lippe oder Wange. Selbst der Schleier nützt nichts. Deshalb wohl, kommt rouge immer weniger zur Verwendung, ganz abgesehen davon, daß das Landmädchenrot nicht als chic gilt. Dagegen täuscht die zarte Ockerschminke, geschickt durch Hermelin- oder Schwanenpulver gedeckt, den erfahrensten Kenner. Alabasterpuder oder poudre de riz mäßig aufgetragen, brauchen sogar die verräterischen Sonnenstrahlen nicht zu scheuen. Die europäische Dame, die sich schminkt, will täuschen, die Chinesin, die Japanesin aber legt sich absichtlich eine sichtbare Weißmehlmaske mit zinnoberroten Wangen auf. Gerade so wie auch das maurische Weib nur die Landessitte ausübt, wenn sie die Hände mit Henna (die Wurzel von Lawsonia alba) färbt und Stirn und Oberlippe tätowiert.

Die Schaffung eines anderen Gesichtes hat sich im Laufe der Jahre zu einem gewissen System herausgebildet. Nur einige wenige Beispiele aus der Praxis. Legt man auf der Höhe der Joch- oder Wangenbeine (bilden den starken Jochbogen, welcher sich auf das Stirn- und Oberkieferbein, hinten auf das Schläfenbein stützt und die Schläfengrube begrenzen hilft), eine kreisrunde Fläche von Rot an und läßt sie nach unten hin lichter werdend verlaufen, so verwandelt sich ein mageres Gesicht in ein dickes. Ein kleiner Fleck auf der Nasenspitze macht die Nase länger; und breiter erscheint sie, wenn das Wangenrot entfernter gehalten wird. Wie macht man einen großen Mund kleiner? Nichts einfacher! Die Lippen werden an den beiden Mundwinkeln mit dem Teint-Ton der Wangen überzogen und die gewünschte Grenze durch zwei kurze senkrechte Striche mit dem dunkelbraunen Stifte markiert. Ein kleiner Mund wird größer, wenn man mit dem roten Lippenstifte die Mundwinkel weiter hinauszieht und durch zwei kleine dunkle Querstriche begrenzt. Wer beispielsweise inneren Gram durch sein Auge ausdrücken will, überziehe die Wimpern mit Teintschminke und sehe auf das untere Augenlied einen rosafarbenen Ton. Nun noch ein Kurzes über die Schminkmittel. Die Kosmetik hat unendliche Fortschritte gemacht, natürlich in den Preisen nicht minder. Weich ein Gegensatz gegen die einstigen primitiven Bezetten, Schminklappchen, Tournesol-Lappen, Färbelappen! Ein Leinwandstück wurde mit dem Safte der Blüten und Früchte von Cryptophora tinctoria (Sonnenpflanze in Südeuropa und Nordafrika) getränkt und über faulendes, mit etwas gebranntem Kalk versetztes Lotium aufgehängt. Unter dem Einflusse des Amoniaks bildete sich ein roter Farbestoff, welcher dem Lappen lose, jedoch reichlich anhaftete. Auch Kochenille, Pernambutholz oder Anilinrot diente bei der Anfertigung der Bezetten. Rote Schminke gibt der Farbstoff des Safflors, eine Mengung von Safflor-Rot und Karmin mit Talg. Sehr gute Schminke gibt eine mit Rosenöl parfümierte Lösung von Karmin in Salmiakgeist und weiter das sogenannte Schnouba: eine farbige Masse aus Alkanna mit Goldcream, rotfärbend. Für die Bühne werden ausschließlich Fettschminken benützt: Mischungen von Schminkpulver mit Mandelöl. Unter den weißen Schminken sind die harmlosesten reiner Talg, feine Schlemmkreide und bestes Stärkemehl. Viel gebraucht ist blanc de perle (Wismutweiß), welches in Rosenwasser verteilt und zumeist mit feinstem Talg, Stärkemehl, Bleiweiß und Zinkweiß gemischt wird. Entschieden abzuraten sind vor allem Metallpräparate, obwohl sie das zarteste Weiß geben. Die Haut leidet unendlich darunter. Man erkennt diese Art von weißer Schminke an dem baldigen Grauwerden, sobald unreine, besonders hydrothionsäurehaltige Luft dazutritt.

Zweifellos wird die stetig fortschreitende Chemie die Gesichtsmalerei immer unschädlicher gestalten. Unser Ziel aber muß es sein, die Schönheit nicht in äußerlicher Tünche zu suchen, sondern sie aus frohem Herzen und Gesundheit von Seele und Leib erstehen zu lassen. — Mögen alle Frauen, deren Beruf keiner Schminke bedarf, nach dieser, aus dem Innern strahlenden Schönheit, der natürlichsten und dauerhaftesten streben.

O. Kleinschmied.

Luftige Ecke.

* Vom Kasernenhof. Nach der Rekrutenvereidigung übt Sergeant X. mit seiner Korporalschaft Einzelmarsch. Als der vorderste Mann an eine große Pfütze auf dem Kasernenhof herankommt, liegt er sorgfältig um sie herum. Kaum sieht das der Sergeant, so läßt er seine Rekruten antreten und donnert sie an: „Ihr meineidigen Schufte! Gestern habt Ihr erst dem Kaiser Treue zu Lande und zu Wasser geschworen, und heute macht Ihr schon um die erste Pfütze einen Bogen!!"

*

* Eine tüchtige Kraft. Fremder: „Famoses Weib, Ihre jugendliche Liebhaberin"! — Schmierendirektor (geschmeichelt): „Nicht wahr, auf die kann man sich verlassen. Als sie neulich das „Gretchen" spielte und eine Rauferei im Zuschauerraum ausbrach, da ist sie von der Bühne heruntergestiegen und hat eigenhändig die Krakehler hinausgeschmissen."

*

* Optimistische Auffassung. Frau Schulze: „Ist es wahr, Frau Müller, Ihr Zimmerherr studiert Astronomie?" — Frau Müller: „Muß schon wahr sein; denn bei Tag ist er stets zu Haus — da schläft er. Aber nachts ist er immer fort."

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 7:
„Portier, Porter".

Richtige Lösungen gingen ein: 67. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug: 70. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Margarete Stove, H. Albrecht, B. Vogler, Martha Böge, Albin Keil, Karl Schröder, H. Dörster, Fritz Dietz, Karl Teller, R. Anton, Fr. Dr. E. Kleemann, H. Heuschkel, Otto Albrecht, Franz Becke, J. Band, Frau Frieda Klostermann, Frau Elisabeth Lübecke, Frau Hagemann, Emil Stumpf, E. Wolfe, Frau Hedwig Krämer, Frau Anna Braune, Grethen Franke, Gertrud Böge, Martha Wipplinger, Oskar Winkert, Emma Wittig, Frau Lena Kuckenberg, Lotte Hammerschlag, Gertrud Kay, L. Hottenroth, Gert und Else Holzhausen, Louis Reuter, Marie Gebe, M. Zentsch, Anna Wittstock, Fr. Goltze, Hermann Stobbe, Frau vom Hagen, Walter Schwricke, August Müller, R. Peißker, Martha Slering, C. Herm, P. Klingner, Albert Schwricke, Georg Pudor, Rosa Schmidt, L. Voop, Frau Jol. Finger, L. Röder, Paul Heiland, Sophie Pape;

von auswärts: Lina Oertel, Breslau, Oskar Diettrich, Wernigerode, August Kleinau, Nietleben, G. Boas, Stendal, E. Häbrich, Eilenburg, F. Reuter, Rudolstadt, Paul Grunitz, Kalbsrieth, Willy. Klühspendorf, Ammendorf, Karl Bobbe, Ammendorf, Walter Schlimilch, Frankleben, Gertrude Hermann, Gleißen, Lehrerin Stove, Dölau, H. Lehmann, Löbejün, Helena Lauenroth, Höchst, Johanna Bennborf, Ammendorf.

Prämie: „Halloria",
Saale-Roman von Dr. A. Funke, eleg. geb.
entfiel auf Fräulein Stove, Dölau.

Rätsel.

Das Erste ist nicht dein,
Das Zweite ist kein Scherz;
Halt dich vom Ganzen rein.
Denn es schreit himmelwärts.

Prämie: „Die Wunder der Physik",
von Th. Ruemann, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntag-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Druck und Verlag: Verlag des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis Verlag von W. Knischbach. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Bobl. Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage
des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 8 Halle a. S., den 19. Februar 1911

Miß Unverzagt.

Erzählung aus unseren Kolonien von Walter Kabel.

1] (Fortsetzung.) Nachdruck verboten.

Oberleutnant von Otting und Leutnant Röder ritten durch die schweigende Nacht der Station Wohambabe zu.

Fahle Dämmerung lagerte über der einsamen Wüste. Vom klaren Himmel blinkten die Sterne herab, und ihr Licht spiegelte sich in mattem Silberglanz auf den glatten Blättern der gelblichen Dornensträucher wider, die den Weg einfaßten — falls man eben die in dem grundlosen, von jedem Windzug hin- und herrieselnden Sande kaum sichtbare Wagenspur so bezeichnen wollte. Nur zuweilen klirrten leise die Kinnketten der Pferde, und das Lederzeug der Sättel knarrte jedesmal, wenn einer der Reiter sich in den Bügeln aufrichtete, um die steifgewordenen Beine etwas zu strecken.

Leutnant Röder hatte vergeblich versucht, eine Unterhaltung in Fluß zu bringen. Ottings Antworten wurden so knapp und mundfaul gegeben, daß das Gespräch trotz des reichlichen Stoffes, den die eben in Neiwitzal verlebte Geburtstagsfeier bot, bald ganz verstummte. Der Oberleutnant war offenbar sehr stark von seinen eigenen Gedanken in Anspruch genommen, die jedoch keineswegs erfreulicher Natur sein konnten, da sich nicht nur in seinen Mienen, sondern auch in seinem ganzen Wesen eine gewisse Gereiztheit ausdrückte.

Soeben hatten die beiden Reiter ihre Pferde nach einem längeren Trab wieder in Schritt fallen lassen.

Da stieß Otting unvermittelt, indem er seinen breitrandigen grauen Filzhut mit einem Ruck aus der Stirn schob, ärgerlich zwischen den Zähnen hervor:

„Und eine kleine falsche Hexe ist sie doch, trotz ihrer schelmischen Braunäuglein, diese Miß Unverzagt!"

„Nanu?!"

Heinz Röder drehte den Oberkörper kurz nach rechts und schaute den Kameraden erst eine Weile mit ehrlich erstaunten Blicken an. Dann aber meinte er gutmütig vor sich hinnickend:

„Ihr habt Euch heute gezankt. Das habe ich Dir schon am Nachmittag angemerkt, mein Lieber. Doch tröste Dich! Beim nächsten Wiedersehen ist Deine kleine Hexe wieder ganz verständig. Und zum Schluß kommt ja doch die übliche Verlobung dabei heraus. Darauf wettet nicht nur Heinz Röder, sondern sicher auch unser ganzer Bekanntenkreis hier verschiedene Flaschen Sekt."

„Verlobung?!" Otting lachte bitter auf. „Du würdest die Wette verlieren! Eine junge Dame, die sich mit einem mir vorläufig leider noch völlig unbekannten Manne heimlich Stelldicheins gibt, dürfte für einen deutschen Offizier bei einer solchen Lebensfrage kaum mehr in Betracht kommen. Bitte, laß nur wieder die Zügel locker! Wir brauchen deswegen hier nicht gerade Halt zu machen, wenn ich auch Deine Verwunderung vollständig begreifen kann. Ich selbst hab's ja im ersten Augenblick auch nicht glauben wollen. Aber — es ist Tatsache: die unschuldige Miß Unverzagt hat einen heimlichen Verehrer, mit dem sie sich nicht nur heute, sondern fraglos auch schon am Sonntag vor vierzehn Tagen zu einem süßen Schäferstündchen an einem versteckten Plätzchen getroffen hat."

„Das ist kompletter Blödsinn, lieber Fritz!" sagte Heinz Röder jetzt wirklich ärgerlich. „Wer sollte wohl dieser Verehrer sein? Vielleicht Markwart, der weiße Schafzüchter von Farmer Hartwig, oder einer unserer Unteroffiziere aus Wohambabe? Das wären so die einzigen Europäer, an die man hier im Umkreise von dreißig deutschen Meilen denken könnte, falls man eben einer Alice Wellerslow zutraut, daß sie ihr Herz an einen Menschen verlieren könnte, der seinem Stande nach weit unter ihr steht."

„Ereifere Dich nicht. Diese Ueberlegungen habe ich selbst schon angestellt. Ich wünschte wahrlich, die unangenehme Entdeckung, die ich heute gemacht habe, wäre — kompletter Blödsinn, wie Du Dich etwas sahnrichmäßig auszudrücken beliebst. Doch — Du kannst Dir ja selbst ein Urteil über die Sache bilden. Heute vor zwei Wochen waren wir, wie Du Dich wohl noch erinnern wirst, ebenfalls in Neiwitzal. Und wie heute verschwand damals Alice kurz vor dem Nachmittagskaffee. Angeblich wollte sie sich für eine halbe Stunde zurückziehen, da ihre Migräne ihr zu stark zusetzte. Während ihrer Abwesenheit schlenderte ich nun durch den Gemüsegarten, um mir die neu angelegten Spargelbeete anzusehen, nach deren Muster ich dann ja auch für uns in Wohambabe eine kleine Plantage herrichten ließ. Während ich noch ahnungslos im Schatten eines Gebüsches daſtehe, und mir die sauber bepflanzten Beete beschaue, höre ich die ins Freie führende hintere Gartenpforte in ihren Angeln kreischen und bemerke ausblickend unsere harmlose Miß Unverzagt, die mit hochrotem Kopf in höchster Eile den Mittelweg entlang dem Wohnhause zueilt. Ich rufe sie an, sie fährt herum, starrt mich erst ganz entsetzt an, faßt sich aber schnell und fragt, wenn auch noch etwas unsicher: „Haben Sie nicht Unia gesehen, Herr von Otting? Ich suche sie überall. Sie ist nirgends zu finden." Und dann verschwindet sie schnell im Hause, ohne eine Antwort abzuwarten. — Ich legte diesem Zusammentreffen damals natürlich keinerlei Wichtigkeit bei. Erst heute fiel es mir wieder ein, daß Alice um die Kaffeezeit abermals verschwunden war. Und da tat ich etwas, was man nur einem Verliebten verzeihen kann. Denn einer Dame nachspionieren, ist im allgemeinen eines Mannes unwürdig."

„Keine moralischen Betrachtungen! Weiter, weiter! Ich bin wirklich mächtig gespannt."

Otting berichtete nun mit allen Einzelheiten, wie er den Spuren Miß Unverzagts gefolgt war und was er an vielsagenden Fährten in dem kleinen, von Büschen umstandenen Talkessel gefunden hatte.

„Donner und Doria!" meinte Heinz Röder kopfschüttelnd. „Das hätte ich von dem Mädel doch nicht gedacht! Spielt immer so den kindlich unschuldigen Wildfang und ist in Wahrheit eine ganz raffinierte, kleine Kröte! Aber wer in aller Welt kann nur jener Reitersmann sein, dem sie diese Zusammenkünfte in den Hügeln gewährt?"

„Ja, wenn ich das auch nur ahnte! Die einzige, die darüber Aufschluß geben könnte, verweigert jede Auskunft."

„Wie — Du hast Alice danach gefragt? So laß Dir doch nicht jedes einzelne Wort gleichsam mit der Zange herausziehen, Fritz! Damit machst Du einen wirklich ganz nervös."

„Ruhe, Heinz, Ruhe! Du regst Dich bei der Geschichte ja mehr auf, wie ich selbst!"

„Nur in Deinem Interesse. Ich weiß, wie nahe Dir diese Enttäuschung geht, Fritz, wenn Du auch mit wenig Glück den Gleichmütigen zu spielen versuchst."

„Also — ich habe Alice gestellt, als wir vor dem Abendessen in der Küche die Bowle ansetzten. Sagte ihr — und ich glaube, meine Stimme hat dabei merklich gezittert —, was ich vorher beobachtet hatte, und knüpfte daran absichtlich in recht väterlichem Tone die Bemerkung, wie sehr es das Ehepaar Reiwitz betrüben würde, wenn etwas von diesen Stelldicheins in die Oeffentlichkeit dringen sollte."

„Von Oeffentlichkeit in dieser Gegend zu sprechen, wo auf die Quadratmeile kaum ein Mensch kommt, ist mehr wie dichterische Uebertreibung. Ueberhaupt — man sieht, was die Liebe aus den Menschen machen kann: Spione und — scheinheilige Heuchler. Denn diese „väterlich" sanften Vorwürfe sind wirklich ein starkes Stück!"

„Sollte ich Alice etwa mit einer Eifersuchtsszene kommen? Mit welchem Rechte wohl? Auch so ließ sie mich schon genügend abfallen, wenn dabei allerdings auch ihre Augen in Tränen schwammen und ihre Entrüstung nicht ganz echt war. Sie gab mir nämlich zur Antwort: „Ich wünsche nicht, Herr von Otting daß Sie sich in meine persönlichen Angelegenheiten mischen. Um wenn Ihnen auch nur noch ein wenig an meiner Meinung liegt so behalten Sie Ihre heutige Entdeckung für sich." Sie wollte offenbar noch mehr hinzufügen. Aber mit einem Male drehte sie sich kurz um und verließ fluchtartig die Küche. Den „kompletten Blödsinn" wirst Du hiernach wohl zurücknehmen müssen, lieber

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19110219023/fragment/page=0001

Heinz", sagte Ottling bitter hinzu. „Denn Alice hat auch nicht den geringsten Versuch gemacht, dieses Stelldichein abzustreiten oder es wenigstens in ein harmloses Licht zu rücken."

„Unbegreiflich, einfach unbegreiflich", meinte Röder nachdenklich. „Da setzen sich die Pferde, die sich wohl nach dem heimatlichen Stalle sehnen mochten, ganz von selbst wieder in scharfen Trab und machen so jeder weiteren Unterhaltung ein Ende.

*

Anfang Januar 1904 brach plötzlich, nachdem Gouverneur Leutwein eben erst im Süden eine Empörung der Bondelzwaarts niedergeworfen hatte, der Aufstand der Herero im Herzen der Kolonie Südwestafrika aus.

Die Häuptlinge der Herero hatten diese allgemeine Erhebung mit größter Umsicht vorbereitet und jedem der schwarzen Unterführer genau seine Rolle in dem blutigen Drama zugewiesen. Nur so war es auch zu erklären, daß sich fast die sämtlichen kleineren Stationen und ebenso die strategisch wichtigsten Punkte der großen Verbindungsstraßen bereits nach wenigen Tagen in den Händen der Feinde befanden oder aber, wo eine Ueberrumpelung der Garnisonsorte nicht glückte, durch einen dichten Ring von Belagerern von der Außenwelt abgeschnitten waren.

In Reiwitztal ahnte man nichts von der so unmittelbar bevorstehenden Gefahr.

Alice Wellerslow hatte sich am Vormittag des 12. Januar ihre Schimmelstute Diana satteln lassen und war, begleitet von den beiden Jagdhunden, nach Westen davongeritten, um einem Leoparden nachzuspüren, der sich in einer der letzten Nächte wieder ein wertvolles Mutterschaf aus der frisch eingeführten Merinoherde herausgeholt hatte, und dessen Spuren nach den wild zerklüfteten Ausläufern des fernen Gebirges hinwiesen.

Etwa zwei Stunden nach ihrem Aufbruch sprengte plötzlich eine zehn Mann starke Abteilung der Schutztruppe unter Führung von Leutnant Röder auf schaumbedeckten Pferden in den Hof von Reiwitztal.

Nach wenigen Minuten hatte der Offizier den entsetzten Farmer von dem drohenden Unheil verständigt. Denn nach den sicheren Meldungen einer Patrouille war eine große Hererorschar, die in vergangener Nacht die nördlich gelegene Farm Markwartshöhe gestürmt, niedergebrannt und die ganze Farmerfamilie abgeschlachtet hatte, mit großem Troß von Weibern, Kindern und Vieh auf Reiwitztal im Anmarsch.

Im Fluge wurden nun die wertvollen Sachen auf einen Wagen geladen, der dann die Station auf Umwegen zu erreichen suchen sollte, da der direkte Weg nach Wohambabe von Hererotrupps bereits gesperrt war.

Auf dem Wagen saßen, eng aneinandergeschmiegt, Frau Reiwitz und ihre Kinder, während der Farmer und seine Leute, die Büchsen in der Hand, zu Pferde den traurigen Transport begleiten wollten.

Doch die mit aller Hast betriebene Abfahrt erlitt eine ganz unvorhergesehene Unterbrechung. Gerade als Heinz Röder mit seinen Leuten sich wieder in den Sattel schwang, um auch den dritten, in der Gegend ansässigen Farmer noch rechtzeitig zu warnen, erinnerte Frau Reiwitz sich plötzlich an Miß Unverzagt, an die bisher niemand in der furchtbaren Aufregung gedacht hatte.

Ratlos schaute der Leutnant vor sich hin.

„Was tun wir nun! Ich habe meine bestimmten Befehle, von denen ich nicht abweichen darf. Und teilen kann ich meine kleine Schar ebensowenig. Das könnte bei der feindlichen Uebermacht unser aller Verderben sein. Andererseits — wir dürfen doch auch die junge Dame nicht einfach ihrem Schicksal überlassen! Denn — fällt sie den Hereros in die Hände, so hat sie bei den blutgierigen Teufeln auf kein Erbarmen zu rechnen."

Da drängte einer der Soldaten sein Pferd etwas vor. Es war ein Mann mit einem dunkel gebräunten, völlig bartlosen Gesicht, aus dessen scharf geschnittenen Zügen deutlich eine mit hoher Intelligenz gepaarte Energie sprach.

Tom Brown, wie er sich nannte, war vor ungefähr zwei Monaten gut beritten und bewaffnet auf der Station Wohambabe erschienen und hatte den Kommandanten von Ottling um Aufnahme in die Schutztruppe als Freiwilliger gebeten. Er gab an, er sei geborener Amerikaner und nach Südwest gekommen, um später, wenn er Land und Leute erst besser kenne, eine kleine Farm zu erwerben. Da seine Papiere in Ordnung waren, außerdem ein derartiges Gesuch von zukünftigen Ansiedlern gar nicht selten gestellt wurde, reihte der Oberleutnant ihn in die Truppe ein. Sehr bald stellte es sich heraus, daß man mit Tom Brown, der die deutsche Sprache fließend beherrschte, einen wirklich überaus brauchbaren Feldsoldaten angeworben hatte. Er war nicht nur ein vorzüglicher Reiter und Schütze, sondern bewies auch bei vielen Gelegenheiten, daß er mit dem Leben in der Wildnis gut vertraut war und über einen äußerst praktischen Sinn und hohen persönlichen Mut verfügte. Im übrigen jedoch hielt er sich ganz für sich allein, schloß mit niemandem Freundschaft und brachte seine dienstfreien Stunden regelmäßig außerhalb der Station auf der Jagd zu. Bei seinen Vorgesetzten, die seine Zuverlässigkeit und seinen Diensteifer schnell schätzen gelernt hatten, war er sehr gut angeschrieben.

Daher nickte ihm Leutnant Röder jetzt auch aufmunternd zu und fragte freundlich:

„Nun, Brown, was haben Sie denn auf dem Herzen?"

„Ich möchte dem Herrn Leutnant den Vorschlag machen, ob ich nicht allein der jungen Dame nachreiten dürfte. Ich kenne von meinen Jagdstreifereien die Gegend hier herum ziemlich genau und traue mir wohl zu, Miß Wellerslow auffinden und ungefährdet nach der Station geleiten zu können."

Der Offizier überlegte nur kurze Zeit.

„Gut, Brown, ich bin einverstanden. Sie haben wohl gehört, Miß Wellerslow ist nach Westen zu davongeritten, wahrscheinlich das ausgetrocknete Flußbett entlang. Hier haben Sie mein Fernglas. Nehmen Sie's nur mit. Und klettern Sie hin und wieder auf einen Baum. Der Schimmel der jungen Dame ist ja auf weite Entfernung zu erkennen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Kneifer.

Eine Faschingsgeschichte von Lothar Breukendorff.

Der junge Buchhalter Ewald Steinbrecher war durchaus kein Freund ausschweifender Vergnügungen. Obwohl er schon seit zehn Jahren in dem gemütfreudigen Isarathen lebte, kannte er doch von dem weltberühmten Münchener Faschingstreiben nichts weiter als die lustigen Harmlosigkeiten, die sich an den drei letzten Tagen vor dem Aschermittwoch auf den Straßen bemerkbar machen. Und die verführerischen Affichen, die alljährlich zu den öffentlichen Bällen und Kostümfesten einladen, hatten ihn niemals ernstlich in Versuchung zu führen vermocht. Um wieviel weniger hätten solche Lockungen jetzt noch eine Gefahr für ihn bedeuten können, jetzt, wo durch sein Verlöbnis mit Fräulein Frieda Burgtmayr, der reizendsten aller Stenotypistinnen, jedes heimliche Sehnen seines jungen Herzens reichste Erfüllung gefunden hatte. Seit dem Tage, da sie sich in Liebe zu ihm gefunden, hatten alle anderen weiblichen Wesen für ihn sozusagen aufgehört zu existieren, und das Glück, in ihre lachenden braunen Augen schauen zu dürfen, ersetzte ihm überreich alle die Genüsse und Vergnügungen, nach denen er andere junge Männer mit heißem Bemühen streben sah. Aber Fräulein Frieda Burgtmayr dachte in diesem Punkt nicht ganz so wie ihr Verlobter. Nicht daß sie leichtfertig und genußsüchtig gewesen wäre im üblen Sinne des Wortes. Aber sie ganze Leidenschaftlich gern, und sie war zwanzig Jahre alt — zwei Umstände, die es doch wohl einigermaßen entschuldbar machten, wenn sie mit heißer Sehnsucht davon träumte, nur ein einziges Mal um die Faschingszeit einen Ball paré im Deutschen Theater zu besuchen. Natürlich nur in Begleitung ihres Verlobten, ohne den auch sie sich keinerlei Vergnügen hätte vorstellen können. Und Ewald Steinbrecher war viel zu verliebt, als daß er sich der Erfüllung eines so begreiflichen und so unschuldigen Wunsches ernstlich hätte widersetzen sollen. Nachdem auch die mütterliche Zustimmung erlangt war und nachdem die Kostümfrage ihre Lösung dadurch gefunden hatte, daß Fräulein Friedas geschickte Fingerchen aus einer Unmenge von schwarzem Chiffon und güldernden Pailletten ein wahres Wunderwerk von einem Domino geschaffen, machte sich das glückliche junge Paar eines Samstagabends um die zehnte Stunde erwartungsvoll auf den Weg nach der Schwantalerstraße. Fräulein Frieda zitterte förmlich vor freudiger Erregung; in die Feststimmung des jungen Buchhalters aber mischte sich eine merkliche Dosis von Beklommenheit; denn erstens hatte er, wie schon erwähnt, noch nie in seinem Leben eine derartige Veranstaltung besucht, und zweitens war er nichts weniger als ein gewandter und sicherer Tänzer — ein Mangel, aus dem er zwar der Dame seines Herzens durchaus kein Hehl gemacht hatte, dessen Bewußtsein ihn aber dessen ungeachtet mit einiger Sorge erfüllte. Und weil er wußte, daß es ihr hauptsächlich um das Tanzen zu tun war, faßte er sich kurz vor erreichtem Ziel unter mannhafter Unterdrückung aller selbstsüchtigen inneren Widerstände zu einem heroischen Entschlusse auf, indem er sagte:

„Uebrigens habe ich garnicht dagegen, liebste Herzensmaus, wenn Du hier und da einmal mit einem anderen Herrn tanzest — vorausgesetzt natürlich, daß ich dadurch niemals länger als auf höchstens fünf Minuten um das Glück Deiner Gesellschaft komme."

Vielleicht hatte er insgeheim doch erwartet, daß sie ein so großmütiges Anerbieten mit Entschiedenheit ablehnen würde; aber Fräulein Frieda drückte ihm statt dessen dankbar die Hand und sah mit einem glücklichen Blick zu ihm auf.

„Wie gut Du bist, Schatzi! Selbstverständlich werde ich immer nur dreimal herum tanzen, oder höchstens viermal. Und ich werde Dir jedes Wort wieder erzählen, das ich mit meinem Tänzer gesprochen habe."

Da sie ihm gleichzeitig die durch die schwarze Seidenlarve glücklicherweise freigelassenen frischen Lippen zum Kusse bot, fühlte er sich vollauf entschädigt für die kleine Enttäuschung, die ihr dereitwilliges Eingehen auf seinen Vorschlag ihm bereitet hatte, und jetzt hielt schon die Droschke vor dem von einer schaulustigen Menge umlagerten Eingang zum Deutschen Theater. Fräulein Frieda, die sich in dem dichten Gewühl des Vorraumes viel besser zurechtfand als ihr etwas unbeholfener Beschützer, verschwand eilig in der Damen-Garderobe, um nach Ablegung

des langen Abendmantels, den sie von ihrer Freundin Mizzie entliehen hatte, ihren Anzug vor dem Spiegel einer letzten Musterung zu unterwerfen, und Ewald Steinbrecher putzte während des Wartens die beschlagenen Gläser seines Kneifers, ohne den der stark Kurzsichtige einer der hilflosesten Menschen von der Welt war. Nach Verlauf einiger Minuten schon fühlte er ihren weichen weißen Arm wieder unter dem seinigen, und mit klopfendem Herzen hielten sie ihren Einzug in den schönen, glänzend beleuchteten und von einer sinnverwirrend bunten Menschenmenge erfüllten Saal. Der Anblick war viel großartiger und bestrickender, als eines von ihnen sich vorgestellt hatte, und ganz überwältigt von soviel Farbenpracht und strahlend fröhlichem Leben blieben sie in der Nähe des Einganges stehen. Da kam auch schon ein sehr hübscher und eleganter junger Herr auf sie zu, machte Ewald Steinbrecher eine höchst korrekte Verbeugung und bat ihn im liebenswürdigsten Tone um die Erlaubnis zu einem Tanz mit seinem reizenden Domino. Der Buchhalter fühlte sich zwar keineswegs angenehm davon berührt, daß er schon so bald beim Wort genommen werden sollte, aber er wußte in der ersten Verlegenheit doch nichts anderes zu tun als durch ein höfliches Neigen des Hauptes seine Zustimmung auszudrücken. Und im nächsten Augenblick schon sah er seine geliebte Maus im Arme des hübschen jungen Herrn nach den Klängen eines feurigen Walzers davonwirbeln. Er sah es mit einiger Herzbeschwerde, aber er sah es nur für die Dauer weniger Sekunden. Denn plötzlich hatte sich das reiche, schön bewegte Bild vor seinen Augen in einen mit hüpfenden Farbenflecken untermischten Nebel aufgelöst. Und zwar aus dem sehr natürlichen Grunde, weil ein eben vorbeitanzender, feuerroter Domino ihm in sträflichem Uebermut mit dem Fächer den Kneifer von der Nase gestreift hatte. Er bückte sich hastig, um das unentbehrlichste seiner Besitztümer vom Boden aufzuheben, aber er war bei aller Eilfertigkeit doch nicht schnell genug gewesen, um das drohende Unheil abzuwenden. Unter dem kräftigen Fuße eines walzenden Herrn von mindestens zwei Zentnern Lebendgewicht waren beide Gläser mit einem leise knirschenden Wehlaut zermalmt worden, so daß da, wo sie gelegen, nur noch ein Häuflein von Glaspulver auf dem Parkett zurückgeblieben war.

„Donnerwetter!" sagte Ewald Steinbrecher; aber unter denen, die ihn umstanden, offenbarte keiner eine mitfühlende Seele, und von rechts wie von links klangen nur schadenfrohes Lachen und neckische Bemerkungen an sein Ohr. Da schämte er sich, so unversehens zu einem Gegenstand des Gespöttes geworden zu sein und schob sich behutsam, weil seine blöden Augen sich erst nach und nach zu orientieren vermochten, nach der anderen Seite hinüber, um dort zu warten, bis Frieda ihn wiederkommen und sich seiner hilfreich annehmen würde. Sie jetzt noch aus dem Schwarm der tanzenden Paare herauszufinden, war ihm einfach unmöglich. Es mußten nach seiner Schätzung mindestens fünfzig schwarze, von Pailletten funkelnde Dominos darunter sein, und einer sah dem andern so zum Verwechseln ähnlich, daß recht wohl in jedem von ihnen seine angebetete Frieda hätte stecken können. Auf ihre Kopfbedeckung hatte er vorhin während der Fahrt ebenso wenig geachtet, wie er bemerkt hatte, daß sie den ihm wohlbekannten Abendmantel ihrer Freundin Mizzie angelegt hatte. Ihre lustigen braunen Augen hatten ihm ja aus den Löchern der Larve entgegen gefunkelt, und wenn er in ihre Augen blicken durfte, sah er überhaupt sonst nichts mehr auf der Welt. So war er denn darauf angewiesen, geduldig ihrer Wiederkehr zu harren; aber nimmermehr hätte er's für möglich gehalten, daß sie seine Geduld auf eine so grausam harte Probe stellen würde. Denn Minute auf Minute verrann, ohne daß er ihre liebe Hand auf seinem Arm gefühlt und den süßen Klang ihrer Stimme gehört hätte. Nicht viermal, sondern mindestens schon fünfzehnmal mußte sie inzwischen mit ihrem hübschen Tänzer den Saal umkreist haben. Nun verstummte sogar die Musik und noch immer war sie nicht wieder da. Das war für Ewald Steinbrecher ebenso aufregend und beunruhigend, als es unbegreiflich war. Er wußte, daß sie wahre Luchsaugen hatte und auf hundert Meter Entfernung konstatieren konnte, daß eine hübsche junge Dame geschminkt sei oder Sommersprossen im Gesicht hatte. Da er sich überdies absichtlich an einen besonders guten Platz gestellt hatte, war es also ganz ausgeschlossen, daß sie ihn etwa nicht sollte finden können. Und mit dieser Gewißheit wurden in Ewald Steinbrechers Geiste den schrecklichsten Vermutungen Tür und Tor geöffnet. Während der ganzen Tanzpause harrte er ebenso standhaft wie vergeblich auf seinem Platze aus. Dann aber, als die Musik eben begonnen hatte, eine temperamentvolle Mazurka zu spielen, zuckte er plötzlich unter einem leichten Schlag auf seine Schulter zusammen, und sah, als er sich hastig umwandte, einen schlanken, schwarzen Domino in glitzernder Flitterpracht neben sich, aus dessen Gesichtsfarbe ihm zwei munitere braune Augen entgegenlachten.

„Bist Du's, Herzensmaus?" fragte er, und mit leisem Kichern klang's ihm flüsternd zurück: „Natürlich bin ich's, komm, laß uns tanzen!"

Er wollte sie nach der Ursache ihres langen Ausbleibens fragen, wollte ihr Vorwürfe machen und ihr sein Mißgeschick erzählen, aber sie ließ ihn zu dem Einen so wenig kommen als zu dem Andern. Obwohl sie eigentlich hätte wissen müssen, daß seine geringen choreographischen Talente den Schwierigkeiten einer Mazurka durchaus nicht gewachsen seien, hatte sie schon ihre Hand auf seine Schulter gelegt und ihn in den Wirbel der Tanzenden hineingezogen. Und nun mußte er zu seiner freudigen Ueberraschung die Wahrnehmung machen, daß es viel besser ging, als er sich's jemals hätte träumen lassen. Ob es die außerordentliche Sicherheit, die Geschmeidigkeit und federnde Elastizität seiner Tänzerin war, die das Wunder fertig brachte, oder ob sich plötzlich ungeahnte Fähigkeiten in ihm entwickelten, jedenfalls machte er seine Sache nicht viel schlechter als die Mehrzahl der anderen Tänzer. Und als erst einmal die anfängliche Befangenheit überwunden war, gab er sich dem neuartigen Vergnügen mit wahrem Entzücken hin. Das glückliche Bewußtsein, ein heiß geliebtes Wesen im Arm zu halten, versetzte ihn vollends in die gehobenste Stimmung. Er preßte den angebeteten schwarzen Domino immer fester an sich, und endlich — auf einem Faschingsball gehört dergleichen ja nicht zu den verbotenen Kühnheiten — neigte er sich tiefer herab, um das schneeweiße, schlanke Hälschen zu küssen, das ihm so verführerisch entgegenleuchtete. Die holde Tänzerin sträubte sich nicht, aber als er seine kurzsichtigen Augen ihrem Köpfchen so nahe gebracht hatte, als es eben für einen Kuß notwendig war, sah er, daß sie zwei blühende Prunken in den Ohrläppchen trug, und daß sie ein niedliches kleines Muttermal unten an der rechten Wange hatte. Im nämlichen Augenblick wurde es ihm zur schrecklichen Gewißheit, daß es garnicht seine teure Frieda war, gegen die er sich während der letzten Minuten alle zärtlichen Freiheiten eines Verlobten gestattet hatte, und diese niederschmetternde Erkenntnis brachte ihn auf der Stelle so ganz aus dem Takt, daß er rechts und links an die tanzenden Paare anstieß, schwerfällig und unbeholfen ein paar ganz unmöglliche Tanzschritte machte, und sich wie seine Dame unsehlbar dem Gelächter preisgegeben haben würde, wenn ihn der schwarze Domino nicht kurz entschlossen mitten im Gewühl hätte stehen lassen, um flink wie ein Wiesel in der bunten Menge zu verschwinden. Ewald Steinbrecher brauchte eine lange Zeit, bis er sich aus dem beweglichen Knäuel herausgewunden hatte, und nun stand er wieder an einer der Längsseiten des Saales, hilflos und traurig, die rätselhaft verschwundene Geliebte mit der Seele suchend.

Fräulein Frieda Burgtmayrs Verschwinden aber erklärte sich in Wahrheit nicht durch irgend einen treulosen Verrat, sondern viel harmloser durch einen verhängnisvollen Riß, den ihr leichter Domino schon bei der ersten Verletzrunde durch die Ungeschicklichkeit eines anderen Tänzers erlitten hatte. Es war ihr nichts anderes übrig geblieben, als sich schleunigst in die Damengarderobe zu flüchten und den Schaden da so gut oder so schlecht aussuzubessern, als es sich eben an Ort und Stelle tun ließ. Nach Verlauf einer guten Viertelstunde erst waren die sichtbaren Folgen des Unglücks wenigstens soweit beseitigt, daß sie sich in den Saal zurückwagen konnte. Und da war sie eben recht gekommen, um zu sehen, wie der Geliebte ihrer Seele, der angeblich wenig oder garnicht tanzen konnte, sich mit einer anderen, sehr kokett kostümierten Maske nach den beseuernden Rhythmen einer Mazurka drehte, und wie er sich jetzt sogar herabbeugte, um diese abscheuliche Person wirklich und wahrhaftig auf den Hals zu küssen. Fräulein Frieda war außer sich, und um nichts in der Welt würde sie sich aus eigenem Antrieb dem schändlichen Verräter wieder zugesellt haben. Jetzt war es an ihm, sie zu suchen, und es sollte ihm wahrlich nicht leicht gemacht werden, sie zu versöhnen. Sie setzte sich an einen Tisch und wartete, alle Annäherungsversuche liebenswürdiger Kavaliere kurz und entschieden zurückweisend, wohl eine halbe Stunde lang auf sein Kommen. Da aber Ewald Steinbrecher ihren Blicken entzogen, während der nämlichen Zeit an der anderen Seite des Saales ebenso unbeweglich auf sie wartete, konnten sie sich natürlich nicht finden. Und das Ende dieses traurigen Ballvergnügens für alle beide war, daß sie ungefähr gleichzeitig den Entschluß faßten, nunmehr alle Hoffnung aufzugeben und nach Hause zu gehen.

Fräulein Frieda war mit diesem Entschlusse ihrem Verloben etwa um zehn Minuten zuvorgekommen, sonst hätten sie sich schon draußen in der Garderobe treffen müssen. So aber geschah es, daß Ewald Steinbrecher am Ende der Schwanthaler Straße ein weibliches Wesen eindolt, dessen auffallend gemusterter Abendmantel sofort die Erinnerung an Fräulein Mizzie Brandlhuber, Friedas intimste Freundin, in ihm weckte. Ihr Gesicht war ganz in einen Kopfschal vergraben, und bei seiner Kurzsichtigkeit hätte er es ohnedies nicht erkennen können. Aber er wagte im Vorbeigehen schlichtern ihren Namen zu nennen, und Fräulein Frieda, die auf solche Art vielleicht noch weitere Abgründe seiner schwarzen Seele zu entdecken wähnte, hatte die Tücke, mit verstellter Stimme zu antworten: „Guten Abend, Herr Steinbrecher!" Dem aber hätte garnichts Willkommeneres widerfahren können als diese Begegnung. Denn nun hatte er wenigstens einen Menschen, dem er sein ganzes, kummerbeladenes Herz ausschütten konnte. Und er durfte sich wahrlich nicht über mangelnde Aufmerksamkeit von Seiten seiner Zuhörerin beklagen. Aber als er halb schluchzend

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19110219023/fragment/page=0002